

Unter der Asche.

Roman von F. Haidheim.

Die Lauras reisten am nächsten Tage ab, gelegener hätten die Reisepläne nicht sein können. Es war für sie alle besser, daß sie andere Eindrücke in sich aufnahmen.

Zwischen Vater und Tochter wurden nur wenige Worte gewechselt über die endliche Lösung des unglücklichen Verlöbnißes.

„Ich möchte dir nicht wehe thun, Mir, aber ich gestehe, mir ist, als sei uns allen ein Heil widerfahren,“ sagte er mit einem Tone, der noch weicher war als die Worte.

Mir erschien die ersten Tage sehr blaß und nervös, dann aber nahm sie theil an der Unterhaltung und äußerte ihre Freude über die Reiseeindrücke.

„Du sollst es sehen, Schatz, sie ist in vier Wochen lustig wie eine Lerche,“ sagte der Baron befriedigt zu Adriana.

Im Dorfe wie im Schlosse ging jetzt die Zeit gar eiförmig dahin. Die Bauern waren mit ihren Feldarbeiten beschäftigt, und das Interesse an dem Gedeihen der Früchte füllte zumeist ihre Unterhaltungen; denn es gab jetzt keine neuen Gefälligkeiten über Gerner und sein Haus zu kolportiren, und wenn hier und dort die alten Geschichten aufgewärmt wurden, um sie einem oder dem anderen der fremden Bauhandwerker zu erzählen, so hörte dieser sie neugierig an, um hernach gleichmüthig zu bemerken: „Wir kann es gleich sein; ich verdiene mein gutes Stück Geld von dem Herrn, und das ist die Hauptsache.“

Mit hier noch nie gesehener Schnelligkeit wuchs der Bau aus der Erde, und da man zugleich die beiden noch stehenden Klosterflügel renovirte, damit hernach das Ganze einen einheitlichen Eindruck mache, so konnte man schon jetzt sehen, wie viel stattlicher sich derselbe ausnehmen würde.

In dem bisherigen Gemüthegarten des Klosters warf man die Erde aus zum Bau der Villa, die auch noch vor dem Winter unter Dach sein sollte. Es war ein reges Leben und Treiben im Dorfe, wie nie vorher, und die Fremden verzehrten Geld, das merkte man bald genug und sagte sich, dies Geld sei aus Gerner's Tasche gekommen.

Er mußte sehr reich sein, sehr reich.

Die Entfaltung seiner Mittel imponirte heimlich den Leuten; sie sagten es sich nicht gerade unter einander, aber sie waren doch klug genug, einzusehen, daß es für das Dorf vortheilhaft sei, wenn Gerner sein Geld darin in Umlauf setze, und der alte Hüser ging mit der kurzen Pfeife selten an einem in seiner Hausthüre stehenden oder ihm begegnenden Hauswirth vorbei, ohne ihm zuzurufen: „Na, was sagt ihr denn nun? Wenn die Fabrik erst im Gange ist, giebt es noch mehr zu verdienen, denn die Wochenlöhne wandern doch meistens in eure Taschen. Ihr braucht eure Butter dann nicht mehr zur Stadt zu tragen, man holt euch alles, was ihr habt, aus dem Hause und bezahlt es gut.“

Nach und nach ging den Leuten so ein Verständniß für den eigenen Vortheil auf, und unmerklich begann ein Umschwung sich zu vollziehen, welcher sich am ersten in der Mühle fühlbar machte, wo man es müde wurde, sich immer wieder von der alten Frau die schlimmen Dinge über Gerner erzählen zu lassen, was diese mit tiefer Bitterkeit auch bald erkannte.

Zudem hatte sich das Gerücht verbreitet, der reich gewordene Leo sei der jungen Baronesse untreu geworden und habe eine andere geheiratet, die noch viel mehr Geld hätte als er selbst. Das verdros die Bauern auf das höchste, denn Mir hatten alle gern, und diese Kränkung des jungen Mädchens durch ihren Sohn wurde der Amtmännin v. Fußgart, die sich allzuvertraut mit den Dorfleuten gemacht hatte, nun auch in der derben Weise derselben vorgeworfen.

Sie mußte jetzt oft genug empfinden, daß diese Menschen, denen sie sich mit ihren Klagen aufgedrängt hatte, nicht mehr wie früher die respektvolle Entfernung innehielten, die sie zu fordern gewohnt war, und diese neue Erfahrung machte sie

jetzt wieder abweisender und verschlossener, als sie jemals früher gewesen war.

Den Bauern war diese wechselnde Laune nun erst recht ärgerlich und so bildete sich, während die öffentliche Gunst sich Gerner zuwandte, gegen die unglückliche alte Frau eine Mißstimmung, welche, da sie von ungebildeten Leuten ausging, in ihrem Ausdrücke keine Schonung kannte.

Immer einsamer und nun beinahe menschenscheu stand sie da.

Sehr flüchtig wurde dies trostlose Dasein durchbrochen durch ein das ganze Dorf in Bewegung setzendes Ereigniß.

Leo kam mit seiner jungen Frau, denn das war Isabella de Mendoya schon geworden, seine Mutter zu besuchen.

Vergeblich hatte er alles aufgeboten, dieselbe zu einer Reise nach Berlin zu veranlassen. Selbst Adolf, so kalt und fremd er sich in seinem Herzen dem Bruder gegenüber auch fühlte, hatte Leo's Bitten um der Mutter Besuch aus vielen Gründen nach besten Kräften unterstützt, aber an dem Widerstande derselben war alles gescheitert. Sie ging in ihrem Starrsinn soweit, daß Adolf einen völligen Bruch zwischen ihr und Leo voraussehen mußte, und da ein solcher schließlich doch seine Mutter am unglücklichsten gemacht haben würde, so bestand er darauf, daß Leo mit seiner jungen Gattin komme.

„So gieb dir wenigstens alle Mühe, die Wohnung der Mutter einigermaßen komfortabel und hübsch zu gestalten; ich habe Isabella in meiner Lebhaftigkeit so viel vorgegeschwärmt von dem alten Kloster und unserer Vornehmheit, daß ich den Klosterbrand als ein wahres Glück für mich ansehe, da ich nun doch sagen kann, diese Mühlenwohnung sei nur ein zeitweiliger Unterschlupf.“

Adolf verstand. Leo mochte schön geprahlt haben! Aber selbst die Ausschmückung ihrer Stuben war der Mutter widerwärtig, wie sie überhaupt jeden Versuch Adolfs, ihre Wohnung behaglicher einzurichten und ihr einige größere Geschenke zu dem Zwecke zu machen, jedesmal schroff zurückgewiesen hatte. Leo lag aber offenbar so sehr daran, Isabella gute Eindrücke zu verschaffen, daß er sogar für die Toilette seiner Mutter Sorge trug, und dies alles brachte so viel Unruhe für die alte Frau, daß sie wirklich darüber ein wenig aus ihrem Geleise kam, nicht zum Schaden für sie, denn sie fing an, mit wirklicher Sehnsucht an das Kommen ihres Lieblings und der jungen Frau zu denken.

Sah sie in der Fürsorge für sie doch nur die Beweise seiner Liebe und vergab sie ihm ja längst, wie es Mir gethan hatte, wie sie sagte, um endlich wieder Ruhe zu haben. Es schien beinahe, als schäme sie sich jeder weicheren Regung des Gefühls.

Und nun war denn der mit Hast vorbereitete Tag da, und mit dem äußersten Unbehagen über das mit Teppichen und Portieren heraufgestaffte Zimmer, noch mehr über ihren, wie sie meinte, einer Fürstin zukommenden, jedoch nur einfach und würdig gehaltenen Anzug von schwarzem Atlas sah die Amtmännin v. Fußgart ihrem Sohne entgegen, der denn auch rechtzeitig, eine höchst elegant gekleidete Dame neben sich, in einem der besten Miethwagen, die in der Stadt zu haben gewesen waren, durch das Dorf nach der Mühle fuhr.

Die ganze Einwohnerschaft stand, da es zufällig ein Sonntag war, gaffend vor den Thüren und grüßte den ihnen lebhaft und lachend zuniclenden jungen Mann mit neugierigen Blicken. Die Bauern waren alle einig, nun könne die Baronesse den Herrn Assessor heirathen und werde sich mit ihm nur besser stehen. — Adolf hatte den Rückplaz im Wagen, seiner Schwägerin gegenüber; er begriff weder ihre noch Leo's Gleichgiltigkeit. Leo's Gesicht veränderte sich nicht einmal, als das Schloß über den Bäumen sichtbar wurde, und Isabella schaute nur mit neugierigen, aber völlig theilnahmslosen Blicken umher.



Bei dem Kloster zeigte Leo auf die Brandstätte und den Neubau und sagte seiner Frau in spanischer Sprache einige Worte, wie er mit ihr überhaupt stets in ihrer Muttersprache redete; sie blickte dahin und that einige Fragen in betreff des Schloßes, das sie nun zur Linken hatten; dann bogen sie, nachdem die Brücke passirt war, in den Wald und hatten bald die Mühle erreicht, vor deren Thüre die Mutter mit ihrem Mädchen und die sonntäglich gepußten Müllersleute in ihrer originellen Landestracht standen.

Das Ganze machte nun doch einen so würdigen und menschlichen Eindruck, daß über das Gesicht der jungen Frau ein Rächeln flog, auf welches ihr Gatte mit beinahe ängstlicher Spannung gewartet hatte, wie Adolf zu bemerken glaubte.

Gleich darauf hielt Frau v. Luffgart den heimkehrenden Sohn in ihren Armen und danach auch die Schwiegertochter.

Die Freude war als seltener Gast einmal wieder bei ihr eingekehrt. Leo, strahlend und jetzt ein stattlicher, schöner Mann, wie er vor Jahren ein schöner Jüngling gewesen war, erschraf heimlich sehr über die Verwüstung, welche die stete Aufregung in dem Antlitz seiner Mutter angerichtet hatte, und heute leuchtete dieses doch förmlich vor Glück. Die junge Frau, das sah man sofort, über die erste Jugend hinaus und früh verblüht, wie es das Schicksal der Kreolen ist, war wohl niemals schön gewesen. Aber sie besaß Amuth und ein Paar sehr hübscher, dunkler Augen, mit welchen sie sich so kritisch in der Stube der Schwiegermutter umgab, daß Adolf, der sich ihr widmete, während die Mutter mit Leo sprach, sofort dessen unruhige Sorge um diese Aeußerlichkeiten begriff.

Die junge Frau sprach wenig deutsch und auch nur sehr notdürftig französisch, so daß außer Leo sich keiner mit ihr mehr als dürftig unterhalten konnte. Ziemlich theilnahmslos lag sie in einem der Sessel und bewunderte ihre schlanke Figur oder unterdrückte mühsam ein Gähnen. Nur wenn Leo sich ihr zuwendete, kam Leben in ihre Züge, der gelbe, unschöne Teint erwärmte sich, die Augen erglänzten und sie wechselte mit ihm kurze Liebesworte. Daran war kein Zweifel, sie liebte Leo leidenschaftlich — aber liebte er sie?

Es fiel Adolf auf, daß er Isabella ebenso leichtsin und siegesgewiß seine Zärtlichkeiten hinwarf, wie er Alix seine Penelope genannt hatte. Wenn ihre Wangen sich dunkler färbten, ihre Augen mit zärtlichem Feuer ihn anblickten, verloren die seinigen nicht einen Augenblick das heitere, unbekümmerte Lachen, und zu der Mutter hörte Adolf ihn sagen: „Du siehst, Mama, sie ist ein gutes Thierchen, sie betet mich an, ich könnte ihr sagen: ‚Stirb für mich!‘ und sie besänne sich keinen Augenblick.“

„Dante ihr solche Liebe, Leo, mache sie glücklich!“ antwortete die Mutter.

„Natürlich, Mamachen, sie bekommt, was sie haben will.“

Ihr Vater und ich verziehen Isa um die Wette; ich hätte sie ja nie und nimmer zur Frau erbitten können, wenn nicht Don Enrique de Mendoza gewohnt wäre, alles zu thun, was sie will. Nebenbei gesagt, ist sie eine glänzende Partie, eine Partie, Mutter, wie sie nur ein so hübscher Junge wie ich finden kann. Der Alte ist ein schwerreicher Kaufmann und Besizer großartiger Plantagen, die er uns in nicht sehr fernere Zeit hinterlassen wird, denn der arme alte Herr ist sehr leberkrank.“ Und dann lachte er übermüthiger als zuvor und küßte Isabella's Finger, was diese offenbar gern geschehen ließ.

Alles in allem benahm sich Leo aber doch als „angenehmer Junge“; er fand für die Entwicklung seiner lebenswürdigern Eigenschaften nach jeder Richtung hin Zeit und hatte dabei denn doch wieder Herzenstöne und Gefühlswärme, besonders wenn er mit Adolf sprach, welche dieser von Leo nicht erwartet hatte und an die er kaum glauben konnte. Doch er sagte sich bald, daß Leo sich gab wie er war, glänzend, zärtlich und warmfühlend und ebenso rücksichtslos und egoistisch, wenn sein persönliches Interesse in Frage kam. Schon als Knabe schenkte er gutmüthig die Aepfel seiner Mutter mit vollen Händen weg, niemals aber seine eigenen.

Er fragte voll Interesse nach Alix und hörte doch ungern Adolfs etwas malitiose Versicherung, daß sie den Scheidebrief mit unerwarteter Ruhe aufgenommen hatte, sowie, daß der Baron dies Ende der Verlobung immer vorausgesehen.

Man sprach natürlich mehr von ihm und seinen Zukunftsplänen, seinen Erlebnissen, als von den Vorgängen im Dorfe; so sehr aber er und Adolf auch vermieden, den verhassten Namen Gerner's zu nennen, so war die Mutter doch nicht zu verhindern, in gewohnter Leidenschaft ihr Racheverlangen auszusprechen und Gerner, Klara und Gerner's Tochter Leo mit der ganzen entstellenden Erbitterung zu schildern, die in ihr wohnte.

Adolf v. Luffgart war sehr blaß, als er mit einer von seiner Mutter nie erlebten Entschiedenheit und mit seltsam vibrierender, befehlender, aber vorsichtig gedämpfter Stimme derselben in die Rede fiel:

„Lasse Annita Gerner aus dem Spiel, Mutter, sie hat dir nie das mindeste Leid gethan!“

Der Ton, die Möglichkeit des Vorfalls und die flammenden, düsteren Blicke ihres Aeltesten machten auf die alte Frau einen geradezu lähmenden Eindruck.

Sie sah ihn an wie ein erschrockenes, zurechtgewiesenes Kind und schweig. Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Mama, vergeiß!“ Damit war der Auftritt beendet, den die junge Gattin Leo's mit betroffenen Mienen beobachtet, aber nur zum Theil verstanden hatte. Leo dagegen sah plötzlich mit einem nicht mißzuverstehenden Forschen in des Bruders Gesicht, und Adolf wandte sich verlegen ab.

(Fortf. folgt.)

Die letzte Fahrt.

Von Theo Seelmann.

(Schluß.)

Die Frauen arbeiten vornübergebückt im Felde hinter dem Hause und haben das Unkraut aus.

„Franz ist heute früh in die Grube eingefahren,“ sagte die Alte leuchtend. „Ich sah ihn vorbeigehen. Was er nur mit der letzten Fahrt hatte. Mir ist so unheimlich zu Muth.“

Das Mädchen rafft einige Pflanzen zusammen, schlägt die Erdklumpen aus den Wurzelsafern und wirft sie weit hinter sich.

„Mit den Italienern,“ fährt die Alte fort, „wird er auch zu thun haben. Sie sollen noch nicht in Kohlengruben gearbeitet haben. Wenn sie sich nur mit den Grubenlampen vorsehen.“

Ein dumpfer Knall schallt von fern her.

Die Frauen fahren mit einem Ruck auf und schauen nach den Grubengebäuden. Eine dunkle Rauchwolke steigt zusammengelallt über denselben auf und wimmernd zittern hastige Glodenschläge herüber.

Entsetzt blicken sich die Frauen an. Die Alte hält noch immer die Hacke in der Hand und starrt unbeweglich nach dem Wolkenball. Das Mädchen rüttelt sie an der Schulter.

„Mutter, ein schlagendes Wetter! Franz! Die letzte Fahrt!“ Und schon läuft sie davon. Quersfeldern, über den lehmigen Sturzacker, durch das rauschende Kartoffelfeld springt sie, nur nach der unheilvollen Rauchwolke blickend, immer der Grube zu. Wenn die Hölle sich nur nicht so umklammernd um die Beine schlägt und sie so entsetzlich am Laufen hindert. Denn dort, wo er war, da gehört sie jetzt hin. Was gilt hier aller Trost,

alles Verleugnen und alle Selbstaufopferung, sie liebt ihn ja, hat ihn immer geliebt, mit heißer, verichmachtetender Seele und jetzt soll sie ihn auf ewig verloren haben. — Nein, es kann, es darf nicht seine letzte Fahrt sein! Und wenn er in den Armen aller Mädchen des Dorfes gelegen hätte, was schadete es jetzt, wenn er ihr nur erhalten bleibt, wenn sie ihn überhaupt nur hat.

Auf der Grube heult und schreit, leucht und tobt es. Die kohlenbestäubten Männer hüngen herbei mit kaltem Schweiß auf der Stirn, die Weiber mit den Kindern auf den Armen freudig und schluchzen, bange Fragen und kurze Antworten durchschwirren die Luft, die Dampfpeisen gellen und das Sturmgelächern läutet.

Auf der Strecke, wo die Italiener gearbeitet haben, ist das schlagende Wetter ausgekommen.

Sie mühte es ja lange, die Vene, wenn es ihr auch niemand gesagt hätte.

Dort unten lag er nun, vielleicht stumm, bleich, todt. Nur von dem Förderseil kann man zu der verichitterten Strecke eindringen und da hinunter saust im Förderkäbel die hülfsbereite Mannschaft. Sind die Verunglückten auch Fremde, ist auch nur ein einziger Bekannter und Freund darunter, mit derselben eifernen Kraftanstrengung schlagen die braunen Arme die Spitzhauen, als wenn die Zugewanderten den Männern allen Brüder oder Väter oder Söhne gewesen wären.

Fünf Stunden sind vergangen und noch immer nicht ist eine Kunde von dem Schicksal der Fremden zutage gekommen. Auf den schwarzen Obdankbänken saßen die Frauen und die alten, bergmüden Männer. Keiner ist vom Platz gewichen, wer denkt heute an Essen und Trinken. Die Männer rauchen, klopfen die Weite ans und rauchen wieder, und die Frauen wiegen in den Armen die eingekleideten Kinder. Man spricht nicht, man sieht nur, steht unablendbar nach dem gähnenden Eingang der Förderschacht.

Und vorn in dem vordersten Haufen sitzt Lene. Ihre Stirn liegt auf ihren Knien und ihre Rechte krampft sich in dem Kohlen-schutt ein.

Aber jetzt, jetzt geht ein Flüstern und Raunen durch die Gruppen. Er wird herauf gemunden, langsam, vorsichtig, der erste. Ein Italiener — erstickt — tobt.

„Zurück die Frauen!“

Und dann kommt der zweite, der dritte — tobt, der zehnte, der zwanzigste, der dreißigste — tobt — tobt — tobt.

Nur einer fehlt noch.

Aber unten die Männer in der Grube, sie können selbst nicht mehr, die Luft ist zu schlecht, sie müssen, müssen zurück.

Was? Und er soll unten bleiben, ihm soll keine Rettung gebracht werden? Denn er kann nicht tobt sein.

Mit einem Sprung ist die Lene in dem Fördereimer, der zur Tiefe geht. Das Gefäß schlägt an den Wänden hin und her und stößt mit einem Ruck auf die Sohle auf. Die Männer wundern sich nicht, daß ein Weib herausbringt, sie wissen ja, weshalb sie kommt.

Sie schreit und fleht und bittet und beschwört sie, und ist die Luft auch noch so stickig, sie greifen noch einmal zu den Haaren.

Sie liegt mit dem Kopf an der Wand und horcht.

Eine Stunde verrinnt, die Luft ist zum Greifen dick und nicht mehr zu atmen, es geht nicht mehr.

Und es nißt ja auch nichts, er ist ja doch dahin. —

„Aufgefahren!“

„Nein, nein, nein!“ freischt die Dirne. Sie will nicht lebend den Schacht verlassen. Die Männer wollen sie lassen, aber sie schlägt mit den Armen um sich, sie beißt und reißt sich los.

„Ich habe ihn gehört, ich hörte seine Spitzhau von der anderen Seite klopfen!“

Unmöglich. Sie wirft sich auf das Knie und streckt die Arme aus: „Gnade, nur noch eine Viertelstunde!“

Kun, es sei denn! Noch einmal, zum letzten male, schlagen die Keilhauen ein. Den Männern schwellen die Adern auf der Stirn, sie knirschen mit den Zähnen, ihr Athem schnappt und pfeift.

Will denn wirklich die Wand nicht weichen?

Erdreich und Geröll rieselt herab, polternd stürzt die Masse nach, da, ein Bersten, ein Nitz, ein Wanken und Fallen.

Durchschlagen ist der Einknuz.

Dort, lang auf den Boden ausgestreckt, liegt der Steiger. In der Hand hält er die Spitzhau, über die Stirn zieht sich eine kloffende Wunde.

Ein gellender Schrei und die Lehne ist bei ihm. Sie umschlingt ihn, sie liegt über ihm:

„Franz, Franz, höre mich, ich bin dein, immer dein gewesen.“

Du darfst nicht tobt sein, es darf nicht deine letzte Fahrt gewesen sein! Franz!“

Ein Heben fliegt durch den starren Körper, er zuckt mit dem Arme, es öffnen sich die Augen.

„Franz, ich bin hier, Franz!“

Er lächelt und dann schließt er die Augen wieder.

Und nun hinauf mit ihm in ihr stilles Häuschen, sie will ihn pflegen und warten ihr Leben lang. —

Drei Tage später schreitet ein langer Zug nach dem Kirchhof. Ernst, still und feierlich werden die tobtten Italiener hinausgetragen.

Und drei Monate darauf bewegt sich wieder ein Zug das Dorf entlang, aber er geht nicht nach dem Kirchhofe, er zieht nach der Kirche.

Es ist ein Hochzeitszug.

Auf dem mit Laub geschmückten Korbwagen sitzen die Hochzeiter. Vorn schreiten abgethane Bergleute und blasen mit aufgebähten Backen einen Choral, zur Seite springen junge Burshen und feuern Pistolen in die Höhe. Vorn sitzen Franz und Lene und hinten neben einer alten Verwandten Lene's Mutter.

Die Alte hält das schwarze Umichlagetuch fest über dem braunen Baumwollenkleid zusammen und sagt mit wehmüthigem Lächeln zu der Muhme:

„Das wird wohl meine letzte Hochzeitsfahrt sein, die ich mitmache.“

„Um,“ erwiderte die Muhme gelassen, „wir werden wohl überhaupt bald die allerletzte Fahrt antreten.“

Lene hatte ein kornblumenblaues Wollkleid und Franz den neuen Kittel mit den feuerbergoldeten Knöpfen angezogen. Auf dem Kopfe trägt sie einen Nothkranz mit weißen Blüthen. Er ist so fest geschlossen wie nur je einer.

Der Steiger hat seine Mütze mit einem bunten Strauß geschmückt, an dem rosafarbene Bänder herabflattern. Er sieht wohl und gesund aus, übermorgen wird er zum ersten male wieder in die Grube einfahren.

„Franz,“ sagt die Braut, „ich habe dich immer fragen wollen, aber ich hatte nicht den Muth dazu. Was meinstest du eigentlich mit der letzten Fahrt?“

„Um,“ antwortet er verlegen und drückt ihre Hand, „Wenn es nicht so gekommen wär, hätte ich mich noch am selben Tage bei der Knappschaft gemeldet, um auszuwandern. Du weißt, man sucht jetzt drüben in Afrika, in den Kolonten, nach Kupfer. Dazu hätte ich mich bei der Knappschaft gemeldet, denn man hatte nach Leuten angefragt. Nun, und wenn mich nicht das Fieber hingenommen hätte, so würde sich schon eine andere Gelegenheit gefunden haben, daß ich niemals zurückkehren konnte.“

Sie schaut zu ihm auf und sagt nur: „Du Böser, Böser!“

Der Wagen hält vor der Kirche, die Thür ist geöffnet und die Orgel tönt heraus. Das Brautpaar ist abgestiegen und steht auf der Schwelle der Kirchenthür.

„Lene,“ sagt der Steiger warm, indem sein Gesicht ein verklärtes Lächeln überfliegt, „gewissermaßen ist es doch die letzte Fahrt gewesen.“

„Wie so?“

„Die letzte Fahrt, ohne daß du mein Weib warst.“

Bunte Zeitung.

* **Zur Selbsteinschätzung.** Es gab einmal ein Volk von Zwergen, welche hie und da im Dunkeln tappend, in ihrem kleinen Wirkungskreise und mit einer Fernsicht, die ihrer Größe entsprach, der reichen Natur ihre Schätze abrangen, sich ein Heim darin gründeten, und dasjenige, was sie im Ueberfluß hatten, auf den Markt des Umlaßes brachten, um dafür den Umlaßartikel „Geld“ einzutauschen, den sie dann sammelten um in entgegengesetzter Weise das Geld wieder mit anderen Erzeugnissen, die sie nicht hervorbringen konnten, die sie aber zu ihrer Erhaltung brauchten, umzutauschen. Deshalb achteten sie das Geld hoch und steckten es in kleine Säckchen, die sie mit sich trugen. Unter diesen Zwergen gab es aber auch andere, welche so viel erzeugten, daß sie das durch den Umlaß ihrer Erzeugnisse gewonnene Geld nicht verbrauchen konnten, auch war es zu viel um es stets mit sich herumzuschleppen, deshalb legten sie es an einem sicheren Orte an und trugen nur so viel als sie brauchten bei sich, auch nur in kleinen Beuteln, nicht größer als die der anderen. Ein großer Riese, der einen guten Theil der Welt mit seinen Augen überblick und dessen Kraft fast unermesslich, war der Beschützer der Zwerge, er nannte sich „Staat“. Aber so groß seine Kräfte waren, so groß waren auch seine Bedürfnisse, er brauchte viel zu seiner Erhaltung und verlangte von seinen Schützlingen, daß sie ihm dies liefern. Gern und willig fügten sich die meisten Zwerge, von Zeit zu Zeit wurden die Bedürfnisse des Riesen zusammengestellt und jeder sollte im Verhältnis zu dem Gelde, welches ihm nach Beistellung der zum eigenen Dasein ganz nothwendigen Ausgaben übrig blieb, dazu beisteuern. Bei denjenigen, welche überhaupt nur einen kleinen Beutel besaßen, deren Inhalt man leicht berechnen konnte, war die Beitrags-

summe schon an dem Beutel erkenntlich, während es bei den anderen, welche stets mehr hatten als in den Beutel ging, zu leicht vorkommen konnte, daß man sie nur nach dem, was sie mit sich trugen, beurtheilte und ihnen nicht mehr abverlangte als den ihrem. Während es nun eine Ehrenpflicht für die einen schien, ihren Beitrag für die Erhaltung des Riesen nach ihren Kräften zu bezahlen, dachten andere nicht so gewissenhaft über diesen Punkt, sie ließen die Einschätze bei dem Starben, daß auch sie nur einen kleinen Geldbeutel hätten und freuten sich im stillen über die erparten Prozente. Diese stille Freude wurde aber von den anderen Zwergen bemerkt und sie grollten darüber, daß sie Wästen für den Schutz der reicheren Klasse mit zu tragen hätten, während sie selbst eigentlich wenig verlieren könnten. Deshalb sann sie auf ein Mittel, und sie fanden es. Die reichen Zwerge waren theilweise so stolz auf ihren guten Ruf, daß sie nicht gerne als Lügner an den Branger gestellt werden wollten; mußten sie daher auf ihr Gewissen und Wort hin die wahre Größe ihres Einkommens angeben, so durften sie nicht lügen, ohne sich der Schande auszuweihen. Das half, sie sagten die Wahrheit und wurden nach ihren Mitteln besteuert; die armen Zwerge aber bezahlten nun gerne ihren Beitrag, der jetzt nach den Grundätzen der Gerechtigkeit bemessen war.

* **Die reichste Nation der Welt.** Es ist eine wehmüthige Thatsache, daß die reichste Nation der Welt derjenigen Rasse angehört, die non allen zuerst vom Erdboden verschunden sein wird. Nach einem kürzlich erschienenen Berichte der „Indian Office“ zu Washington ist die etwa 1500 Köpfe starke Nation der „Diage-Indianer“, welche gegenwärtig in einer Reservation auf dem Boden des Indianergebiets lebt, die reichste unter allen Völkern der Welt. Jedes Mitglied des Diage-Stammes — Mann, Frau oder Kind — besitzt ein Vermögen von

15,000 Doll., welches zwar nicht in der Besitzer eigenen, jedenfalls aber in guten Händen ruht, nämlich in denjenigen des Schatzkassiers der Vereinigten Staaten. Dieser verwaltet für seine braunen Kinder die Gelder und zahlt alljährlich nur einen kleinen Theil der Zinsen aus; ein anderer und größerer Theil wird zum Kapital geschlagen und ein dritter zum Bau von Indianerschulen und -Kirchen verwendet. Das Gesamtvermögen des Schatzkassiers beträgt gegenwärtig etwa 53 Millionen Dollars. Das Fundament zu diesem enormen Reichthum wurde schon vor einer Reihe von Jahren gelegt, als der Stamm seine angestammten Wohnsitze in Kansas der Regierung verkaufte und nach Oklahoma überfiedelte. Leider gehören die Diagen zu denjenigen Stämmen, an welchen bis jetzt alle Zivilisations-Bestrebungen nutzlos verschwunden worden sind; ihr Land liegt brach; trotz ihres Reichthums leben sie kärglich; die staunen-erregende Sorglosigkeit dieses Volkes macht sie der Sparamkeit unzugänglich. Eine Stunde nach dem Empfang des ihnen von der Regierung gezahlten Geldes ist das letztere bereits in den Händen der Händler, die ihnen Luxusgegenstände, Tabak und Feuerwasser eintauschen. Unter diesen Umständen wird der große Vater in Washington seinen braunen Kindern wohl niemals die ganze große Summe anvertrauen dürfen, welche ihnen von rechts wegen zufällt, und die Zinsen, die unablässig zum Kapital geschlagen werden, machen dasselbe wachsen und wachsen. Gegenwärtig ist der Reichthum der „Diagen“ per Kopf minimal so groß als der des amerikanischen und zehnmal so groß als der des englischen Volkes. Und doch verdienen diese reichen Indianer den Namen der armen — warum? Das mögen folgende Zahlen erklären: Im Jahre 1858 zählten die Diagen noch 6720 Köpfe, 1869 nur noch 4481, 1878 kaum 3000 und heute nur noch 1496 Köpfe.

* **Der heilige Rock von Trier.** In Trier werden, wie bereits mitgetheilt, Vorbereitungen zur Ausstellung des „heiligen Rockes“ getroffen. Profane Zungen behaupten bekanntlich, daß es mit der Heiligkeit jenes ungenährten Gewandes nicht weit her sei. Insbesondere haben die Herren Gildemeister und v. Sybel in ihren Schriften jene Behauptung mit gewichtigen Gründen belegt und auch die Mär, daß die heilige und fromme Helena den Rock im Morgenlande gefunden und nach Trier gelangt habe, gebührend beleuchtet und mit dem Nachweis auf ihren wahren Werth zurückgeführt, daß der betr. Rock, eine Tunika von etwa 5 bis 5½ Fuß Länge, sich erst seit dem Jahre 1121 in Trier befindet und dazumal von seiner Herkunft nichts bekannt war. Daß die Gegner Gildemeister's und v. Sybel's nicht stumm blieben, braucht bei dem Eifer, welchen die Herren Kaplane und ihre Genossen in solchen Dingen entwickeln, kaum hervorgehoben zu werden. Da die Wissenschaft in der Geschichte der Textilmunst sich seit vierzig Jahren ungemein vertieft hat, so wird es heute sicherlich nicht schwer halten, Herkunft und Alter des Gewebes ziemlich genau zu bestimmen. Leider wurde der „heilige“ Rock seit seiner letzten Ausstellung unter strengem Verichluß gehalten, und es war daher eine solche sach- und unparteiische Untersuchung nicht möglich. Jene frühere aber hat entschieden unter der Brille bezw. dem „Mikroskop“ der Kaplane stattgefunden, sodaß auf ihr Ergebnis wenig zu geben ist. Sie fand 1844 statt und soll ergeben haben, daß der Grund des Gewebes dunkelroth war, und daß sich von diesem Grunde gelbliche Vogelgestalten (Abler oder Greifen) abhoben; sie ergab ferner, daß der Rock, der auf den ersten Blick nur ein einziges Gewand darstellt, aus zwei Gewändern von gleicher Form und Größe bestehe, von denen das eine, in Selbe und grünlicher Farbe, dem anderen in jüngerer Zeit als Futter unterlegt ist. Es sind aber, wie gesagt, starke Zweifel darüber berechtigt, ob die Geschichte stimmt, wie nicht minder über die wunderbare Mär, nach welcher der Rock mit Jesus Christus immer gewachsen sei. Der letztere Mär giebt das alte Trierer Brevier mit den Worten Ausdruck: „Tu membra Christi contogens, Crescis simul cum corpore“, und in der Uebersetzung, welche ein frommer Pfarrer gesehert: „Du deckst den Herrn in seinem Erdenlauf, wächst mit ihm stets an seinem Leibe auf.“ — Eine lange erwartete archäologisch-historische Untersuchung über den Rock, herausgegeben im Auftrage des Bischofs von D. C. Willems, bischöfl. Sekretär, ist nunmehr erschienen. Die Schrift wendet sich gegen die i. B. von dem verstorbenen Wilmoß vertretenen Ansicht, in Trier werde nur ein Stück der Melique aufbewahrt. Die vier Untersuchungsprotokolle vom Juli 1890 sind unterzeichnet von Bischof Forum, Weihbischof Felten, Domkapitular Schnütgen-Köln, P. Weikel, Ober-Bürgermeister de Nys und Baumeister Wirß.

* **Die europäischen Kolonien in Afrika.** Nach einer Berechnung von A. J. Wauters umfaßte der Kolonialbesitz der europäischen Staaten folgende Flächen in Quadratkilometern (auf die Tausende abgerundet) im Jahre 1876: Frankreich 733,000, Großbritannien 761,000, Portugal 1,799,000, Türkei 1000, Spanien 9000, das Deutsche Reich, Italien und ebenso Belgien sind noch nicht vertreten. Im Jahre 1890 stellt sich die Sache folgendermaßen: Frankreich 5,957,000, Großbritannien 4,170,000,

Deutsches Reich 2,720,000, König der Belgier 2,491,000, Türkei 1,000,000, Italien 935,000, Spanien 519,000 qkm.

* **Eine Zeitung am Kongo.** Jetzt hat auch die siebente Großmacht, die Presse, ihren Einzug in den Kongostaat gehalten. Seit kurzem erscheint in demselben unter dem Namen „Der Kongo-Spiegel“ (Kongo Mirror) ein 4 Seiten starkes Blatt, welches jedoch ebenso, wie die afrikanische Zivilisation, in hohem Grade primitiv ist. Es wird, da Druckmaschinen und Lettern im Kongostaat noch rar sind, einstmals lithographirt, und von dem Medoctor, welcher gleichzeitig auch Eigentümer und sein einziger Arbeiter ist, seinen Abonnenten direkt zugestellt. Der Herausgeber des „Kongo-Spiegel“ führt eine sehr kühne Sprache. Er beschuldigt in seiner ersten Nummer einen Beamten des Kongostaates eines Vordes und verhöhnt die menschenfreundlichen, auf das Wohl der schwarzen Menschenbrüder gerichteten Bestrebungen des Königs von Belgien. Der *Blonier* der Journalistik im Kongostaat ist ein Engländer.

* **Chinesischer Ordensschacher.** Die *newyorker Sun* verfügt über die Dienste eines chinesischen Berichters, welcher fürlich interessante Enthüllungen über chinesischen Ordensschacher veröffentlichte. Wie er sagt, kann sich jeder halbwegs respectable Chinese in New-York, der eine wohlgespöchte Börse besitzt, nahezu jede Auszeichnung, nach der sein Herz Lust trägt, verschaffen. Das dafür gezahlte Geld geht wahrlich direkt an die Kaiserin-Mutter in Peking, deren Extravaganzen keine Grenzen kennen und sie veranlassen, um der Ehre in ihrer Klasse nachzuhelfen, zu sonderbaren Mitteln ihre Lust zu nehmen. Nachstehend ein kurzer Auszug aus dem Ordensprestarif: Der Titel „Jan Juh“, etwa so viel wie „Ritter“, kostet 200 Dollars. „Gue Dan“ steht etwas höher, kostet dafür jedoch 300 Dollars. Der „Yuen Why“ oder Baronrang ist für 1000 Dollars zu erwerben, ein noch höherer Titel für 2000 Dollars. Für runde 10,000 Dollars kann ein Chinese ein „Chefoo“ oder Bürgermeister in einer Stadt von etwa 10,000 Einwohnern werden.

* **Se non è vero** Eine der merkwürdigsten Hochzeiten, die jemals gefeiert worden, wenn nicht überhaupt die merkwürdigste, wurde in diesen Tagen in South-Shield in England begangen. Es handelte sich um die eheliche Verbindung einer 32 Daumen hohen Liliputanerin mit dem 6 Fuß großen Mr. Sedley, Professor des Cymbonium. Die Brautjungfer der Braut waren die amerikanische Niesin Nina, deren Gewicht die Kleinigkeit von 616 Pfund aufweist, und Mamell Setonella, genannt die Feuerkönigin. Zeugen des Bräutigams waren: der knapp 8 Fuß messende Niese Kapitän Dalla und der bekannte Zwerg General Mitylene, ein Däumling in des Wortes niedrigster Bedeutung. Die Braut wurde dem Bräutigam durch Mr. Hubert zugeführt, den Mann — ohne Arme, der gleichfalls als Trauzeuge fungirte und als solcher das Eheprotokoll mit unterschrieb, indem er die Feder mit dem Munde dirigirte. Selbstverständlich gehören die jungen Eheleute und ihre sämtlichen Festgenossen einem reisenden Circus an.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Ein ebenso werthvoller als in wissenschaftlicher Beziehung hochinteressanter neuer Silberfund ist, wie aus Kopenhagen geschrieben wird, am Sonnabend in einem Torfmoor nächst dem Dorfe Mars bei Sobro in Jütland gemacht worden. Der Fund besteht, dem Reichthum zufolge, aus einer großen flachen silbernen Schale von 70 cm Durchmesser und 21 cm Höhe mit gebogenem Rande, an welchem auswendig sieben gebogene Platten von gleicher Höhe befestigt gewesen sind, die lothrecht herabhängend, eine äußere Bekleidung der Schale bildeten. Auf jeder Platte steht man eine größere stark erhabene Menschenfigur (oder Götterbild), deren Augen gläserne Kugeln zeigen, sowie mehrere kleinere Menschen- und Thierfiguren, Attribute usw. In der Schale selbst wurde eine lose runde Platte gefunden, die eine Thierfigur in stark getriebener Arbeit zeigt. Fünf rechtwinklige Platten, jede 21 cm hoch und 40 cm lang, zeigen in mehr oder minder stark getriebener Arbeit 24 Menschen- und 38 Thierfiguren, als: Greife, Löwen, Wölfe, Schlangen, Vögel etc. Diese Platten erscheinen als die Bekleidung eines Altars. Alle diese Gegenstände sind aus massivem Silber gearbeitet und wiegen zusammen 20 Pfund. Die Arbeiten, welche deutliche Spuren seiner Goldbelegung zeigen und römische Einwirkung verrathen, sind kräftig und kühn ausgeführt. Der offenbar aus dem Anfang des Eisenalters stammende Fund ist der einzige seiner Art in Scandinavien.

— Die Grundsteinlegung zum Denmal für Helgoland entstanden Liedes „Deutschland, Deutschland über Alles“, wird am 26. Juni d. J. unter entsprechenden Feierlichkeiten stattfinden. Die Sammlungen haben bis jetzt die Summe von 8000 M. ergeben. Das Comité hofft, daß der Rest von 2000 M. ohne große Schwierigkeiten gedeckt werden wird.